

1. Beilage zum „Wiesbadener General-Anzeiger“.

Nr. 36.

Donnerstag den 12. Februar 1903.

18. Jahrgang.



Im Berliner Kurpfälzischer-Prozess Nardenföster und Gen. heile gestern der Vorsitzende einen Beschluß des Gerichtes dahin mit, daß die von dem Angeklagten Nardenföster gestellte Kaution von 15000 M. als der Staatskasse verfallen zu erklären sei. Der Verteidiger Rechtsanwalt Davidsohn machte Mitteilung davon, daß der Vater und die Ehefrau des in Haft genommenen Angeklagten Dr. Kronheim eine von ihnen aufgebrachte Bürgschaft von 5000 M. für die Haftentlassung Kronheims anbieten würden. Der Staatsanwalt widersprach der Haftentlassung. Uebrigens würden 5000 M. eine völlig ungenügende Caution darstellen. Der Gerichtshof beschloß, den Haftentlassungs-Antrag abzulehnen. Die Caution würde viel zu geringfügig und jedenfalls eine zehnfach höhere Caution nötig sein.

Automobilprozeß. Die Strafkammer in Stuttgart fällt gestern das Urteil in dem Prozeß gegen den Urheber des bekannten Automobil-Unfalls, den Chauffeur Pierre Breton, bei dem ein Dragoner getötet und ein zweiter erheblich verletzt wurde. Das Urteil lautet auf Freispruch des Angeklagten wegen fahrlässiger Tötung und fahrlässiger Körperverletzung unter Übernahme der Kosten auf die Staatskasse. Obgleich die Zeugen zu Ungunsten des Angeklagten sich ausgesprochen hatten, wurde jedoch dem Gutachten der beiden Sachverständigen mehr Gewicht beigelegt. Die Gutachten gingen dahin, daß infolge des schlechten Zustandes des Weges der Motor eine Geschwindigkeit, wie sie von den Zeugen bekundet worden war, gar nicht zugelassen hätte, sodas den Angeklagten keine Schuld treffen könne.

Die Entführung eines Mannes ist die neueste Sensation in München. Von dort wird geschrieben: Die Heldin der Geschichte, eine hiesige privatistischer Kaufmannsgattin, die bereits in sehr hohen Semestern steht, lebt schon seit Jahren von ihrem Manne getrennt, da dieser die Extravaganzen seiner Gemahlin schließlich nicht mehr mit ansehen konnte. In dem Hause dieser Frau, die über ein großes Vermögen verfügt, verkehrte öfter ein Architekt; er brachte eines Tages einen jungen 21jährigen Menschen mit, der bei ihm gegen eine geringe Besoldung zeichnete. Die Dame verliebte sich in den Jüngling, der, nebenbei gesagt, kein besonderes Geisteskind und erst aus der Provinz zugereist war, und wollte ihn bewegen, in ihr Haus zu übersiedeln und seine Stellung aufzugeben. Der junge Mann sträubte sich lange gegen diesen Antrag, da er sehr an seinen Eltern, kleinen Handwerksleuten bei Nürnberg, hing, und diesen von seinem kleinen Gehalte noch Erbsparnisse schickte; allein die Frau überhäufte ihn mit Geschenken aller Art, so daß er sich endlich bewegen ließ, in dem gleichen Hause, in dem die Dame wohnte, ein Zimmer zu mieten. Gegen das sich nun entwickelnde Verhältnis des ungleichen Paares lachten die Eltern des jungen Mannes vergeblich einzuschreiten. Als kurz nach Neujahr der Sohn das 21. Lebensjahr erreicht hatte und somit für volljährig erklärt worden war, gab er seinen Eltern keine Antwort mehr. Vorige Woche bekamen die Eltern des Jungen aus Alexandria einen ausführlichen Brief des Inhalts, daß ihn die Frau verleitet habe, mit ins Ausland zu gehen, daß sie ihn nun heirathen wolle und deshalb einen Münchener Rechtsanwalt beauftragt habe, die Scheidung von ihrem Manne in die Wege zu leiten. Letzteres ist bereits geschehen, aber nicht auf Antrag der lebenslustigen Dame, sondern auf den ihres Gemahls. Weiter erklärte aber der Sohn seinen Eltern, daß er seiner Gönnerin bei der ersten besten Gelegenheit ausreißt und zu seinen Eltern zurückkehren werde; sein Vater möge ihn vor der Unholbin beschützen! — Montag nun erhielten hiesige Verwandte des jungen Mannes eine Depesche, worin er anzeigt, er sei „ihm“ glücklich entwichen und auf dem Silbwege nach München! — Der Vater des Entführten weist seit Montag auch hier und erklärt, wenn seine „präsumtive Schwiegertochter“ seinem Sohne wieder hierher nachfolgen sollte, ein gutes Mittel zur Verfügung zu haben, um die Dame von ihrer Liebestollheit zu kurieren.

Ein opferwilliger Anwalt. Aus München wird in der „Abg.“ erzählt: Es ist ja schließlich nur die verdamnte Pflicht und Schuldigkeit eines Anwalts, wenn er mit seinem ganzen Wissen und Können für die „Interessen“ seines „Mandanten“ eintritt. Das kann auch ein jeder „Klient“ wohl verlangen und in den meisten Fällen wird er sich in seinen Erwartungen auch nicht getäuscht sehen. Daß ein Anwalt aber nicht nur seine Pflicht thut, sondern er sich sogar bereit erklärt, für seinen Mandanten in den Tod, dazu noch in den grauamen Flammen-tod zu gehen, das ist sicherlich nichts alltägliches. Und doch haben wir diese der Verzeihung gewiß würdige Thatfache vor

kurzem bei einem hiesigen Zivilgericht erlebt. In der Hitze des Gefechts erklärte nämlich ein hiesiger Rechtsanwalt dem Richterkollegium folgendes: „Meine Herren, den Prozeß wenn ich verliere, zünde ich meine ganze Kanzlei an und — setz mich drauf!“ Wollen wir hoffen, daß das Gericht nicht genötigt wird, den in der Vollkraft der Jahre stehenden Herrn dem schrecklichen Feuerstob zu überliefern.“

Ein eingeäschter Weiberhacker. In Wien ist vor einiger Zeit ein Hagestolz, wie er im Buche steht, als er zu dem Leichenbegängnisse seines Bruders fuhr, gestorben. Der lange, hagere Mann mit dem schwarzen Salomanzug, stets mit Zylinderhut und einem Strohhut versehen, war eine typische Figur. Interessant ist seine Hinterlassenschaft. In einem Fache seines Schreibtisches fanden seine Verwandten ein Päckchen mit der Aufschrift: „Versuche meiner Verwandten, mich ins Ehejoch zu zwingen.“ Das Päckchen enthielt 62 Briefe, die vom Jahre 1845 bis 1893 laufen und mit Bemerkungen des Hagestolzen versehen registriert und ab und zu gefügt sind. Von dem Sammler ist ein Zettel beigelegt mit den Worten: „62 Briefe mit ebensoviele Anträgen von heirathsbedürftigen Mädchen und Wittwen, die ein Gesamtvermögen von 1,760,000 Gulden ins Feld stellten, um mich zu fördern.“ In seinem Stammgasthause erschien er jede zweite Woche; er aß nur dort, wenn er genau wußte, daß sein Platz für eine Dame vorhanden war. Ging er ins Theater, so nahm er stets drei Plätze. Links und rechts ließ er den Platz leer. Auf der Strohhutbahn, im Omnibus, auf der Bahn war eine mit recht minderwertigem Tabak gestopfte Weisse seine Begleiterin. Dies hielt ihm das weibliche Geschlecht meist vom Hause. Im Testamente schreibt er: „Ich bitte meine Verwandten dafür Sorge zu tragen, daß auf dem Friedhofe, wo ich beerdigt werde, neben mir keine Frauenleichen beerdigt werden; ich bitte also, für mich einen Grastplatz für drei Leichen zu kaufen und meine Leiche in der Mitte zu beerdigen, die Räume rechts und links aber unbelegt zu lassen.“

Die Bibliothek eines Milliardärs. In Minneapolis wird demnächst eine Bibliothek eröffnet, welche wohl ihresgleichen in der Welt nicht mehr besitzt, deren System aber auch von anderen Bücheransammlungen nachgeahmt werden könnte. Carleton Young ein amerikanischer Milliardär, der noch vor kurzem zu den Reichen zählte, hatte sich entschlossen, seinen Titel gegen den eines Bücherkönigs zu vertauschen. So viel ihm er erste einbrachte, so viel kostete ihm der zweite. Es ist selbstverständlich, daß ein Milliardär seine Bücher nicht nach der Schablone unserer pedantischen Bibliothekare anlegt. Young wollte eine Sammlung der hervorragenden Werke aller Nationen haben, wobei er auf die Arbeiten lebender Schriftsteller besonderen Nachdruck legte. Die eigentliche Originalität seiner Bibliothek aber besteht darin, daß er den Werken zeitgenössischer Schriftsteller eine handschriftliche, von den Autoren selbst verfaßte Einleitung vorsetzte. In dieser Vorrede äußern sich die Autoren über die Intentionen, welche sie bei der Abfassung der Werke leiteten, und legten sich mit den wichtigsten Rezensionen ihrer Schriften auseinander. Es ist also eine Art Kritik der Kritik. Ursprünglich standen die Schriftsteller dem Plane des Amerikaners skeptisch gegenüber. Die vier Emisäre, welche in seinem Auftrage die Welt bereisten, hatten zunächst nur wenig Erfolg. Man witterte in dem angeblichen Bücherliebhaber von Minneapolis einen listigen Autographensammler. Allmählich jedoch begriff man seine Idee und kam ihr umso williger entgegen, als Young die zugesicherten Scholien mit kostbaren Gegenständen beantwortete. Der Gedanke einer Kritik der Kritik erscheint uns heute besonders aktuell: hat doch Sudermann in seiner vielbesprochenen Artillerie denselben in seiner Weise ange-regt.

Erdbeben. Gestern früh wurde in Modica ein heftiges zwei Sekunden dauerndes Erdbeben verspürt.

Geldsächliches.

Fünfte und letzte Siebengebirgs-Lotterie. Je näher die letzte Ziehung heranrückt, desto größer wird die Nachfrage nach den Loosen (1 Ganzes kostet 4 Mark, 1 Halbes 2 Mark) dieser äußerst beliebten Lotterie. Alle Schichten der Bevölkerung wettern in dem Bestreben, das große schwierige Werk — die Erhaltung unseres Siebengebirges — vollenden zu helfen.

Fortuna schüttet aber auch, zum Dank dafür, ihr reiches Güllhorn aus und spendet die großen Treffer von 100,000 Mark, 60,000 Mark, 40,000 Mark, 20,000 Mark usw., im Ganzen 12,000 Geldgewinne mit 450,000 Mark ohne jeden Abzug. Die Gewinnziehung findet schon am 4. März und folgende Tage zu Köln a. Rh. öffentlich statt und so lange Vorrath, sind die Loose bei den hiesigen Verkaufsstellen und beim General-Debit Lud. Müller & Co. in Berlin, Breitestr. 5, zu haben. Man beeile sich aber, denn sehr bald dürfte ausverkauft sein.

Handel und Verkehr.

*** Herborn (Hilf).** 9. Feb. Auf dem heute abgehaltenen 1. dies-jährigen Markt waren aufgetrieben 461 Stück Rindvieh u. 301 Schweine. Es wurden bezahlt für Fettvieh und zwar Ochsen 1. Qual. 68 bis 70 Mk., 2. Qual. 65 bis 67 Mk., Kühe und Küder 1. Qual. 60 bis 63 Mk., 2. Qual. 50 bis 56 Mk. per 50 Kilo Schlachtgewicht; für schlachtende Kühe — bis — Mk. und für trüchtige Kühe und Küder — bis — Mk. das Stück. Auf dem Schweinemarkt kosteten Ferkel 40 bis 60 Mk., Läufer 70 bis 90 Mk. und Einlegschweine 100—120 Mk. das Paar. Der nächste Markt findet am 5. März st. statt.

Restoration und Lustfurore

„Wilhelmshöhe“ bei Sonnenberg.
In 20 Min. durch die Curanlagen oder Parkstraße, in 4 Min. von der Haltestelle der elektr. Bahn Koblstraße-Wilhelmshöhe zu erreichen. Unübertroffen schöner Ausblickspunkt der ganzen Umgebung. Speisen u. Getränke in bekannter Güte. Civile Preise. 5633. Tel.: J. Diemer.

Man verlange
Scherer's Cognac
Gg. Scherer & Co. Langen b. Darmstadt.
Ärztlich empfohlen.
Preise stehen auf den Etiketten.
Flasche Mk. 1.90, 2.50, 3.—, 3.50, 4.—, 5.—
Cognac zuckerfrei Flasche Mk. 3.—
Vorzüglich für Genesende und Zuckerkranken.
Niederlagen durch Placate kenntlich.

Butter-Abichlag.
Feinste Süßrahmbutter per Pfd. Mk. 1.15, bei 2 Pfd. Mk. 1.12, bei 5 Pfd. Mk. 1.10.
Consumhalle Moritzstraße 16, Zahnstraße 2 und Donheimerstraße 21.

Karlsruher Schnellack
für Fußböden sofort trocken, per Fl. Mk. 1.50, Patent-Büchse
Pariser Fußbodenlack
per Fl. 1.70 Mk. Patent-Büchse
Freiburger Stahlspähne, per Packt 23 Pfg.
Parquet-Boden-Büchse, per Dose 75 Pfg. officiert
Farben-Consum, Grabenstraße 30, (Inkl. Carl Ziss.)
7589

Munkeler Rothwein
aus der kaiserlich k. Weinhandlung in Munkel a. Rhn. Original-Abfüllungen mit Korkband und fester Siegel. Ausgezeichnetster Raritäten-Wein, ärztlich empfohlen, per Flasche mit Glas Mk. 1.75. — Abnehmerlauf für Wiesbaden bei E. Brunn, Weinhandlung, Adelheidstr. 33. Herzogl. Anstalt, Hoflieferant. — Teleph. Nr. 2274. 7697

Gemeinsame Ortskrankenkasse.

Der Kassenvorstand beschließt mit dem 1. April cr., die Zahl der prae. Kassenzugetragenen zu erhöhen. Außerdem sollen f. Frauenkrankheiten, Geschlechts- und Hautkrankheiten, sowie für Chirurgie Spezialärzte angestellt werden.

Darauf reflectierende Ärzte werden ersucht, ihre Bewerbs-schreiben unter Beifügung eines Lebenslaufes nebst Zeugnis-abschriften, verschlossen, mit entsprechender Aufschrift bis zum 20. d. M., Abends, bei der Geschäftsstelle Luisenstraße 22 ein-zureichen.
Wiesbaden, 4. Februar 1903.

Der Kassenvorstand:
Karl Gerich, Vorsitzender.

Wiesbadener Dampf-Waschanstalt,
E. Plämscher & Co.
Donheim bei Wiesbaden (Teleph. 771).
übernimmt Hotels, Pension- u. Privat-Wäsche. Prompte Bedienung, kostenloser Abholung und Lieferung. Man verlange Preisliste.

Freude und Gewinn
bieten jedermann die
Neuen verbesserten Mischungen in
Kaffee und Thee
geröstet von 70 Pfg. bis 2 M. offen und in Packungen von M. 1.50 bis M. 5 das Pfd.
von **Kaiser's Kaffee-Geschäft**
Größtes Kaffee-Import-Geschäft Deutschlands im direkten Verkehr mit den Consumanten.
Verkaufsfilialen:
WIESBADEN:
Langgasse 31, Marktstr. 13, Kirchgasse 19, Wellritzstr. 21, Nerostr. 14.

Die Conversion der
5% Rumänischen Schatzbons
in
5% Rumänische Rente.
Anmeldetermin bis
17. Februar a. c.
besorgen wir zu den Originalbedingungen des Prospects kostenfrei. 7699
Bankkommandite **Oppenheimer & Co.**
Wiesbaden, Rheinstraße 21.



Nr. 36.

(2. Beilage.)

Donnerstag, den 12. Februar.

1903

Heimathlos.

Roman von L. Ideler-Derelli.

Nachdruck verboten.

Fortsetzung

Als Thella am andern Morgen erwachte, war es noch früh, aber sie stand schnell auf um sich mit Mühe in ihrer neuen Umgebung umsehen zu können. Das Stübchen war klein, mit schiefen Wänden und noch schiefen Fenstern, die ganz aus dem Lot gewichen waren, aber es war trotzdem nicht ungemüthlich. Saubere, weiße Gardinen zierten es, unter einem guten Spiegel stand eine schöne Kommode mit messingnen Löwenköpfen, offenbar ein altes Familien-Erbstück; sie war mit einer gehäkelten Decke geschmückt, und ein Paar bunte Porzellanvasen darauf deuteten auf einigen Luxus. Die Wände des Zimmers waren freilich nur geweißt, aber die Bildnisse des Kaiserpaars schmückten sie, die hohen Herrschaften waren in höchster Gala, der Kaiser mit Ordensband und befiedertem Helm, die Kaiserin mit Purpurmantel und Krone. Aber sie sahen freundlich aus, und der Maler hatte sie lebhaft kolorirt. Einige vergilbte Holzschnitte waren von geringem Werth: die Königin Luise, ebenfalls im Krönungspuz, und die Darstellung der Schlacht bei Leipzig. In D. schien man alle Wege gut brandenburgisch gefinnt, und Thella freute sich darüber.

Dann öffnete sie das Fenster und sog entzückt den balsamischen frischen Morgenduft ein, der ihr aus den wunderschönen alten Linden, die vor dem Hause standen, entgegenströmte. Sie sah auf den Marktplatz, der schweigend vor ihr lag; nur ein Käpchen schlich eilig über die Steine und schüttelte die Pfoten, die der Morgenthau besudelt hatte. Da war auch das schöne Standbild der hochseligen Frau Herzogin, nicht gerade von Meisterhand gemodelt. Schnee und Regen hatten ihm im Laufe der Jahre wohl arg zugefetzt; der Stein war grau und verwittert. Freilich hatte der Künstler der hohen Frau einen großen Mantel umgethan, doch der Stein hatte sich in den Faltenwurf nicht recht fügen wollen, und das Antlitz der Statue trug einen so kläglichen Ausdruck, daß ein Fremder leicht auf den Gedanken gerieth, sie ermüde unter der Last ihrer Kleidung. Ein Lächeln trat auf Thella's Lippen, dann blickte sie weiter auf die zunächst stehenden Häuser. Es waren lauter alte Gebäude; trotzdem sah die Stadt nicht verfallen aus, da die Straßen breit und regelmäßig waren, und die vielen prächtigen Bäume vor den Häusern, meist Kastanien und Linden, das ganze Städtchen sehr aufputzten. Aber über dem allen lag ein unbeschreiblicher Hauch von Nüchternheit; die Stadt war nicht schön, aber langweilig zum Sterben, so philiströs, so alltäglich. Thella fand die Vorliebe der Hochseligen für diesen Ort unbegreiflich. „Ein Städtchen nach dem Geschmack eines modernen Recensenten; nicht die leiseste Spur von Romantik!“, sagte sie und schloß das Fenster.

Es klopfte. Das Mädchen trat, höflich grüßend, ein. „Die Frau Bürgermeister läßt bitten, das Fräulein möchte zum Kaffee kommen.“

Also Kaffee am Familientisch! Thella war sehr gespannt und überflog bei ihrem Eintritt in das Wohnzimmer die neue häusliche Prägung mit den Augen.

Herr und Frau Stein saßen neben einander hinter einem massiven Tisch ohne Decke; sie erhoben sich beide und reichten dem Ankömmling die Hand. Das Ehepaar sah sehr verschieden aus, nur daß sie beide klein waren. Die Frau hatte ein rundes,

rothes Gesicht mit dicken Backen, und ihre hellgrauen Augen hatten einen guthmüthigen Ausdruck. Der Hausherr trug langes, gelocktes, bis auf die Schultern herabfallendes Haar, er hatte ein bartloses Gesicht und eine spitze Nase. Er war am frühen Morgen schon sehr fein gekleidet. Er wollte gern für einen Gelehrten gehalten werden, aber man sah ihm den ehemaligen Regierungssekretär auf hundert Schritte an.

„Guten Morgen, mein Fräulein! Wir begrüßen Sie in unserem Hause!“ begann Herr Stein feierlich. Es war die Art dieses Mannes, das Unbedeutendste mit einer außerordentlichen Wichtigkeit hervorzubringen, allen seinen Reden lag ein Hauptgedanke zu Grunde und dieser war: „ich habe es gesagt!“ Trotzdem war Herr Stein nicht affektirt; er war ursprünglich ein gescheidter Kopf, nur in große Eitelkeit war er allmählich verfallen. „Das sind unsere Kinder“, fuhr er fort, auf die beiden kleinen Mädchen deutend, „Anna 11 Jahre und Emma 9 Jahre alt; sie werden sich bestreben, Ihre Zufriedenheit zu erringen.“

Diese Kinder waren nun nicht gerade sehr ergötlich. Anna hatte das dicke, rothe Gesicht der Mutter, Emma die spitze Nase des Vaters. Thella reichte beiden Kindern die Hand und richtete einige freundliche Worte an sie, die von Anna mit einem verlegenem Grinsen, von Emma gar nicht beantwortet wurden; dann erhielt sie ihren Platz am Kaffeetisch neben dem Hausherrn. Dieser erkundigte sich gewandt nach Königsberg und Frau von Rieben. Thella bestellte die Grüße, die ihr aufgetragen waren, und der Bürgermeister sagte verbindlich: „Meine Cousine hat Sie uns warm empfohlen, daß wir uns freuen, Sie als unsere Hausgenossin zu haben.“

Thella erwiderte das Kompliment und gerieth mit dem Herrn in eine lebhafte Unterhaltung; die Frau sprach gar nicht, sondern nickte zu allem, was ihr Gemahl sagte.

Der Kaffee war getrunken, und der Herr Bürgermeister ging an seine Amtsgeschäfte. Er verabschiedete sich von den Damen mit einer Feierlichkeit, als gedächte er zunächst einige Jahre fortzubleben.

Raum war er hinaus, so stürmten die Kinder davon. Thella sah ihnen nach. Die Mutter bemerkte den Blick. „Ich kann sie nicht zwingen“, sagte sie; „ich bin zu kränklich; nun haben sie sich gewöhnt, gar nicht mehr auf mich zu hören.“

„Woran leiden Sie denn, Frau Bürgermeister?“ sagte Thella mit theilnehmender Artigkeit.

„Ach, an allem. Es sind die Nerven, es ist der Magen, dann habe ich einen Druck im Kopfe und Rheumatismus überall. Ich kann mich um die Kinder nicht kümmern. Mein Mann ist meistens nicht hier, er geht auf das Rathhaus, dann hat er Bürgerversammlungen und ich weiß nicht, was noch alles; er kümmert sich wenig um die Kinder. Nun ist Klage in der Schule über sie, sie lernen nichts und machen ihre Arbeiten nicht, sie müßten mehr zu Hause angehalten werden; wer soll sie anhalten? Ich kann's nicht, mein Mann thut's nicht. Da müßten Sie es nun thun liebes Fräulein. Ich verlange gar keine Hausarbeit von Ihnen, Sie können sonst machen, was Sie wollen. Bekümmern Sie sich darum, daß sie zur Zeit aufstehen, daß sie sauber angezogen zur Schule kommen, daß sie vor allen Din-

gen ihre Arbeiten machen; die Lehrerin ist schon so sehr unzufrieden. Sie müßten auch mit ihnen spazieren gehen und etwas auf sie achten, damit sie sich nicht immer auf der Straße mit den Arbeiterkindern herumtreiben; sie kommen in ganz schlechte Gesellschaft, und in der ganzen Stadt heißt es: Bürgermeisters Kinder sind die schlimmsten."

Thella versprach, diese Pflichten zu erfüllen. Es war ein seltsamer Haushalt, in den sie hier Einblick gewann. Die Frau Bürgermeister war nun aber einmal ins Neben gekommen; das ging ihr immer so, wenn ihr Mann fort war. Vor ihm hatten sie einen gewaltigen Respekt, und seine Selbstüberschätzung machte den Unterschied zwischen ihnen noch größer, als er in Wirklichkeit war. Und da Herr Stein mit Neben sehr viel gewandter war als seine Frau, und alles, was er sagte, viel gewählter vorbringen konnte, so hatte sie sich angewöhnt, in seiner Gegenwart ganz zu schweigen, obwohl sie eigentlich eine redselige Frau war.

So kam sie auch jetzt vom hundertsten ins tausendste; das Hauptthema war ihre Krankheit. Dabei sah sie aber roth und frisch aus, die Backen waren ordentlich dick und die Rede plätscherte wie ein Mühlrad. Thella dachte, ob sie wohl wirklich krank sei, oder ob sie nur Langeweile habe. Freilich sind dicke, rothe Backen nicht immer das Kennzeichen wirklicher Gesundheit. Sie fragte nach den Kindern und ihrem Wesen. Das war eine neue Fundgrube voll Klagen für die Mutter. „Mit der Emma geht es“, antwortete sie; „aber die Anna ist ein schreckliches Ding.“

„Was thut sie denn Schlimmes?“ fragte Thella verwundert; sie hatte die beiden Kinder während der Zeit am Kaffeetisch genau beobachtet und die Ueberzeugung gewonnen, daß Anna, die Ältere, weitaus die leidlichere von den beiden sei.

„Was sie thut? Sie ist so grob gegen die jüngere Schwester. Emma kommt alle Augenblicke klagen. Und sie ist so schrecklich wild; alles zerreißt sie, alles verliert sie; wenn wir nicht Vermögen hätten, das Kind machte uns arm; und nichts lernt sie, sie hat auch keine Anlagen. Ich will so gern, daß die Mädchen ein bißchen Klavier spielen lernen, und Emma klopft doch auch schon ein bißchen, aber die Anna hat gar kein Gehör; erbarmen Sie sich, Fräulein, solch' ein Kind!“

Thella konnte jetzt die Kinder noch nicht beurtheilen. Nur das Eine fiel ihr sehr auf: „die Emma kommt immer klagen.“ Das war auf keinen Fall ein hübscher Zug von dem Kinde, die Schwester bei den Eltern anzugeben, selbst wenn sie ihr wirklich Unrecht that, und der entschieden gutmüthige Gesichtsausdruck Anna's ließ Thella dies besagte Unrecht zweifelhaft erscheinen. Sie nahm sich vor, über diesen Punkt genaue Beobachtungen anzustellen. Es waren jetzt die großen Ferien, die Kinder hatten gar keine Schule und sollten in der ersten Woche auch noch keinen Musikunterricht haben. Thella ließ sich die aufgegebenen Ferienarbeiten zeigen; sie waren mäßig bemessen und nicht schwer. Die beiden Mädchen mußten unter ihren Augen eine Stunde arbeiten; Anna war sehr blöde, that aber willig das Gebotene und arbeitete still und fleißig; Emma zögerte und hatte offenbar durchaus nicht Lust; wenn sie lachte, hörte sie bald wieder auf, und Thella bemerkte, daß die Kleine sie mit einem lauernden Blicke betrachtete, der weit über ihre Jahre hinausging.

Gegen Abend ließen die Kinder auf den großen Hof hinter dem Hause, um dort zu spielen; Thella setzte sich mit einer Handarbeit an das offene Fenster des Wohnzimmers, wo sie, von den Kindern ungesehen, dieselben genau beaufsichtigen konnte. Es kamen noch mehrere kleine Bürgermädchen hinzu, und die ganze Gesellschaft saß auf einigen großen Balken, die auf dem Hofe lagen. Thella konnte das nun beginnende Gespräch Wort für Wort verstehen.

„Wir haben ein neues Fräulein“, sagte Anna und rief sehr praktisch ihre Schuhspitzen an dem Holze, wahrscheinlich wohl, damit sie schneller zerreißen sollten.

„Was thut die bei euch?“ fragte eine von den Mädchen.

„Sie soll auf uns aufpassen, wenn Mama krank ist.“

„Sie braucht nicht auf uns aufzupassen“, fiel Emma ein, und ihr spitzes Gesicht erhielt einen bitterbösen Ausdruck. „Ich kann sie nicht leiden.“

„Ich kann sie sehr gut leiden“, rief Anna erregt; „sie thut uns nichts und ist freundlich. Außerdem ist sie vornehm, sagt Mama, sie ist adelig.“

„Das ist auch recht was“, sagte Emma spöttisch mit einem häßlichen Auslachen. „Weißt Du nicht, was wir neulich in der Schule gelernt haben, in der Geschichtsstunde, von der französischen Revolution? Da ist allen Adelligen der Kopf abgeschlagen worden und Papa sagt, das müßte bei uns auch geschehen.“

„Das ist nicht wahr, daß Papa das gesagt hat, das läßt Du wie Du hier sitzt“, rief Anna in hellem Zorn. „Und dem Fräulein soll nicht der Kopf abgeschlagen werden, das würden Papa und Mama schon nicht leiden.“

„Papa nahm aber der Pant auf dem Holzhause eine andere Wendung. Anna hatte in ihrem Eifer, den Vater und das Fräulein zu verteidigen, lebhaft mit den Händen gestikuliert und dabei Emma ganz unbedeutend angestoßen. Plötzlich schrie diese laut auf: „Du hast mich gestoßen“, rief sie; „das werde ich sagen; warte!“ Dabei lief sie ins Haus, schon von weitem weinend und schreiend: „Mama, die Anna hat mich gestoßen!“

Anna war still geworden, sie sah bestürzt vor sich hin. „Nun kriege ich wieder Schläge“, sagte sie halblaut. „Aber Du hast ja gar nichts gethan“, sagte eine von den Spielgefährtinnen mit erstauntem Gesicht. „Das macht sie immer so“, war die Antwort; „und Schläge bekomme ich jedesmal.“

„Anna!“ erscholl ein lauter Ruf vom Hause her, dem das Kind gehorham folgte. Thella, die den Vorgang genau beobachtet hatte, stand empört auf, um womöglich die Exekution zu verhindern; aber sie kam zu spät; als sie die Thür aufmachte, traf eben ein harter Schlag die Wange des Kindes. Emma stand mit einem heuchlerischen Gesicht voll Betrübnis dabei, aber aus ihren Augen bligte böshafte Schadenfreude.

„Frau Bürgermeister“, begann Thella und strich sanft mit der Hand über das Haar der nun bitterlich weinenden Anna; „ich möchte einige Worte mit Ihnen allein sprechen, nicht hier vor den Kindern.“

(Fortsetzung folgt.)

Die Küche des Mittelalters.

Von Emil Schmidt.

(Nachdruck verboten.)

Die Wahl, Bereitung und Zusammenstellung der Speisen hängt von sehr mannigfachen Bedingungen ab. Wie allbekannt, hat die Entdeckung Amerikas, die Auffindung des Seewegs nach Ostindien und die Verpflanzung ostindischer Kolonialgewächse nach Amerika alle Lebensverhältnisse der alten Welt, am meisten aber die Ernährung umgestaltet; der tägliche Genuß so vieler dem Altertum und Mittelalter unbekannten Nahrungsmittel, wie der Kartoffel, des Mais, des Zuckers, Kaffees, Thees etc., ist ja infolge jener Ereignisse Millionen von Europäern zum Lebensbedürfnis geworden.

Aber auch die Entwicklung der gesamten Kultur übt ihre Wirkungen auf die Mahlzeiten, vermehrt und verbreitet die Konsumtion feinerer Speisen und setzt Mannigfaltigkeit und Abwechslung an die Stelle des rohen, einförmigen Ueberflusses, der den Luxus halbbarbarischer Zeiten und Völker charakterisiert. Bei großen Festen des Mittelalters wurden hunderte von Ochsen, Kälbern, Schweinen etc. verzehrt, aber eine Menge von Gewürzen, Gemüse und Früchten, die uns unentbehrlich geworden sind, war noch ganz unbekannt; die Engländer haben z. B. nicht vor 1660 Artischocken, Spargel, mehrere Arten Bohnen etc. kennen gelernt; selbst in Frankreich sind die feineren Obstsorten erst seit dem Anfang des vorigen Jahrhunderts auf den Tisch der Mittelklassen gekommen. So sind denn wohl auch einige Küchensettel, die uns aus verschiedenen Jahrhunderten überliefert sind, der Betrachtung wert, insofern sie den Luxus der Bewirtung in den betreffenden Zeiten und Ländern charakterisieren.

Bevor wir zu einigen Küchensetteln aus dem Mittelalter übergehen, werden einige allgemeine Bemerkungen über die damalige Küche, namentlich in Deutschland, nicht überflüssig sein, wobei wir hauptsächlich das von unseren Gewohnheiten abweichende hervorheben. Bekanntlich liebten unsere Vorfahren sehr das Pferdefleisch, gegen das die Kirche eifrig kämpfte, da dieser Genuß mit Erinnerungen an die Pferdeopfer des altheidnischen Gottesdienstes zusammenhing. Auch Bärenfleisch war beliebt, desgleichen Biber- und Hasenfleisch; Papst Zacharias untersagte beides vielleicht aus demselben Grunde wie das Pferdefleisch. Was die Vögel betrifft, so war unser Altertum merkwürdig geschmacklos; auf den vornehmsten Tafeln des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts wurden Kraniche, Schwäne, Störche, Rohrdomeln und Krähen gekocht und gebraten als ausgesuchte Speisen geschätzt; der Pfau und der Reiher waren nicht bloß eine Augenzier der königlichen Tische. Solches Fleisch konnte natürlich nur durch die schärfsten Brühen genießbar gemacht werden. — In gewürzten Brühen wurden denn auch die meisten Speisen bereitet, so Karpfen, Haufen, Hechte und Lammfleisch in

der vielbeliebten Pfefferbrühe; auch Safran war als würzende Zutat sehr gewöhnlich. In einem Speisefleisch wird verlangt, daß alles so scharf gewürzt sei, daß der Mund wie eine Apotheke rieche und ein heißer Rauch dem Becher entsteige. Man bedenke noch, daß auch die Weine stark gewürzt waren, und man wird den starken Durst unserer Vorfahren begreifen lernen. Die Brühen, in denen das Fleisch lag, mögen die Stelle unserer Suppen vertreten haben.

Der älteste aus dem Mittelalter aufbewahrte Küchenzettel macht einen urweltlichen Eindruck. Er ist aus dem Jahre 1303, wo bei der Einweihung der neuen Hauptkirche zu Weizenfels der Abtissin des dortigen Clara-Klosters und dem Bischof von Raumburg ein Ehrenmahl gegeben wurde. Der erste Gang bestand aus Eieruppe mit Safran, Pfefferkörnern und Honig, einem Hirsen-gemüse, Schafffleisch mit Eypollen (Zwiebeln) darüber, einem gebratenen Huhn mit Zwetschen. Der zweite Gang aus Stockfisch mit Del und Rosinen, in Del gebadenen Bleien, gesottenem Aal mit Pfeffer, geröstetem Pöbling mit Senf. Dritter Gang: sauer gesottene Speisefische, gebadene Barbe, kleine Vögel in Schmalz hart gebacken mit Rettig, eine Schweinskeule mit Gurken. Am zweiten Tag gab man als ersten Gang: Schweinefleisch, Eiertuchen mit Honig und Weinbeeren, gebratenen Hering; als zweiten: kleine Fische mit Rosinen, aufgebratene Bleie und eine gebratene Gans mit roten Rüben; als dritten: gesalzene Hechte mit Petersilie, Salat mit Eiern und Gallert mit Mandeln belegt. Das Ganze kostete acht Gulden fünfzehn Groschen neun Pfennige. „Und damit,“ sagt der Bericht, „sind ihre Gnaden wol tofeden gewesen.“

Im Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts zeigen die Küchenzettel nicht bloß Fortschritte des Luxus, sondern auch in manchen Stücken eine Annäherung an die moderne Küche. Zwar die Tare für Lebensmittel zu Konstanz während des Konzils seit 1414 weist noch einiges Hochaltertümliche auf, namentlich unter den Fleischspeisen Viber, Dachs und Otter; unter den Fischen kommt vor: „ein Pfund Hausen um ein Plaphart (gleich sechs Rappen oder einen Schilling) und auch um zweien, Dürffisch, dürr Aal und Stockfisch, wie viel man deren wollt.“ Aale waren im früheren Mittelalter vor anderen Fischen beliebt, die Angeln in Suffex hatten sie anfangs von allen allein gegessen, sie lernten erst durch ihren Apostel Wulfried († 711) auch die übrigen als Nahrungsmittel kennen.

Sehr genau sind wir über die Mahlzeiten der deutschen Ordensherren in Preußen vom Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts unterrichtet. Auf der sehr reich bestellten Tafel des Hochmeisters zu Marienburg sehen wir zuerst die bisher vermiste Suppe und Gemüse erscheinen. Man aß die ersteren mit Mohrrüben, Schoten, Petersilienwurzel und Knoblauch; von den letzteren wurden außerdem Kohl, Kresse, Meerrettig, Erbsen gegessen. Hierauf trug man verschiedene Gerichte von Fischen auf; man aß Karpfen, Dachs, Morenen, Schmerlen und Lampreten, oder Gerichte von Aal, Brassen, Dorsch, Hecht oder trockene Fische, als Stredfuß (?), Bergersfisch (?), Stockfisch, oder auch Krebse. Fleischspeisen waren außer den gewöhnlichen Hirsch- und Elensbraten; als Lederbissen galten Eichhörnchen, Rebhühner, Stare und mehrere andere Arten kleiner Vögel; auch Kaninchen und Kraniche wurden bisweilen aufgesetzt. Den Durst reizte man durch Neunaugen oder Heringe oder auch durch Käse; der bessere hieß Herrenkäse zum Unterschied vom Gesindeskäse, schon damals auch Zwarg genannt. Die vorzüglichsten Gattungen wurden aus Schweden und England bezogen. Butter kannte man wenigstens unter diesem Namen nicht. Unter dem Obst des Nachtisches verdienen die Trauben von inländischen Weinpflanzungen Erwähnung. Den Beschluß des Mahles machten allerlei Lederbissen und verschiedene Konfektarten, als Caneel- (Zimmt-), Cubeben-, Coriander-, Cardamon- und Anis-Konfekt, Kaiserbissen, Pariskörner (Paradieskörner), Rosinen, Datteln, Mandeln, Pfefferkuchen und dergleichen. Als Speisegewürze gebraachte man auch hier viel Pfeffer, ferner Ingwer, Caneel, Nelken, Muskatblume, Anis, Safran, Kümmel etc.; man bezeichnete damals alle diese Gewürzarten mit dem im Niedersächsischen noch üblichen Wort „Krude“. Zucker war noch etwas kostbar. Sein Gebrauch hatte schon seit dem zwölften Jahrhundert durch die Kreuzfahrer in Europa sich zu verbreiten angefangen, bald war er auf Sizilien und Malta gebaut und von dort ausgeführt worden,

auch der Zuckerbau Spaniens war im Mittelalter bedeutend, die Mauren hatten dort Siedereien. In Deutschland war er schon im vierzehnten Jahrhundert nicht mehr ganz selten; auf der Tafel des Erzbischofs Albrecht von Bremen sah man im Jahre 1376 geharnischte Männer von Zucker und Backwerk. Doch die Köche des Hochmeisters machten noch reichlichen Gebrauch von Syrup und Honig.

Selbstverständlich waren auch die Getränke bei Festmahlzeiten in Marienburg von mancherlei Art, als März-, Weiß- und Weizenbier, vorzüglichere Biere ließ man aus Wismar, Danzig, Elbing und Bromberg kommen. Vom Methe trank man zwei Arten. Wein wurde zu den Nachgerichten gereicht, und zwar überraschte man fremde Gäste (ob angenehm ist die Frage) zuweilen mit Landwein, der bei Thorn, Masuren, Plesenburg und Marienburg gewonnen war; im Herbst erschien auch Thorer Most auf der Fürstentafel; die Nordgrenze der Weinkultur war im Mittelalter eine viel höhere als gegenwärtig, der deutsche Orden betrieb sie durch Winzer aus dem Rheinlande bis über Königsberg, ja selbst bis über Tilsit hinaus; wenn seit dreihundert Jahren kein Wein mehr in jenen Gegenden gekeltert wird, so darf man daraus nicht auf eine Verschlechterung des Klimas, sondern auf eine Verbesserung des Geschmacks der Trinker schließen. Die nachsichtig aber auch die Gäste des Hochmeisters das einheimische Gewächs beurteilt haben mögen, so dürfen wir gewiß annehmen, daß sie den in silbernen und vergoldeten Bechern kredenzten Rheinwein vorzogen.

Auch die Tafeln Englands waren in jener Zeit mit derben und nachhaltiger Kost besetzt. Die schöne Anna Bolohn, die Geliebte und Gemahlin Heinrichs des Achten, frühstückte Sped und Bier; ein Frühstück, das ihre Tochter, Königin Elisabeth, am 22. November 1576 einnahm, bestand aus folgenden Speisen: Semmeln und Milchbrode, Weiß- und Braumbier, Hammelfleisch, große Rippenstücke, Lendenstücke von Ochsen, Hammel- und Kalbfleisch, Kotelettes von Kaninchen und Butter.

Um diese Zeit erschien auch der Truthahn auf europäischen Tafeln. Bei einem Bankett, das der Geldfürst Jakob Fugger in Augsburg im Jahre 1561 gab, wurden nur zwei alte und vier junge „indianische Hähnen“ aufgetragen.

Im nächsten Jahrhundert war der Truthahn schon ebenso regelmäßig die Hauptzierde einer großen Tafel, wie früher der Pfau. Als der Günstling des Kurfürsten Georg Wilhelm von Brandenburg von seinen Feinden unsinniger Verschwendung angeklagt wurde, gehörte zu den Beweisen der Anklage auch ein Küchenzettel für die Hof- und Herrentafel zu Berlin, am 21. November 1638, in welchem der Truthahn die kostbarste Schüssel ist. Uebrigens vermögen wir keine Verschwendung in dieser Speisefarte zu entdecken, eher erregt die Masse der derben, jetzt zum Teil nur bei ländlichen Festen vorkommenden Speisen, und die wunderliche Art ihrer Zusammenstellung unser Erstaunen.

Erst zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts kam die Kartoffel auf königliche Tafeln und zwar als Lederbissen. In England aß man sie mit Del, Essig und Pfeffer, benutzte sie aber auch zu Konfituren. In Frankreich wurden sie 1616 als Seltenheit auf den Tisch des Königs gebracht.

Die zweite Hälfte des siebzehnten und die erste des achtzehnten Jahrhunderts war die Zeit, in der die „große Nation“ in allen Fragen des Geschmacks für ganz Europa eine unangezweifelte Autorität übte, und wo also auch die französische Kochkunst mehr und mehr zur europäischen wurde. Das erste französische Kochbuch erschien 1692. Doch ihre höchste Ausbildung erreichte die Kochkunst erst in der Zeit des Regenten und Ludwigs des Fünfzehnten.

Es ist selbstverständlich, daß die Höfe und der hohe Adel in ganz Europa, namentlich in Deutschland, sich bestrebten, dem Beispiel Ludwigs des Vierzehnten und seines Nachfolgers, wie in allen übrigen Stücken, so auch in Bezug auf Küche und Keller nach Möglichkeit nachzuleben. Bald war kein Unterschied zwischen einer vornehmen Tafel in Paris und in einer größeren deutschen Residenz.





Die verkehrte Welt.

So geht es in der verkehrten Welt:
Da wird der Tisch auf die Uhr gestellt.
Der Hahn legt die Eier, die Henne kräht;
Der Garten wird in Blumen gesät.
Da wird die Mutter vom Kinde gewiegt;
Die Taube schwimmt, der Karpfen fliegt.
Das Kälbchen führt den Schlächter am Seil,
Und das Schwein zerhackt ihn mit dem Beil,
Da wäscht die Kuh die Mägde rein.
An den Hühnern wärmt sich der Sonnenschein.
Das Nest hat sich auf den Vogel gesetzt.
Die Schafe werden auf die Hunde gehehrt.

Erlebnisse mit Prairiewölfen.

„Der Prairie-Wolf“, erzählt ein alter amerikanischer Jäger in seinen Aufzeichnungen, „ist ein wunderbar pfiffiges Tier. Es folgt den Jägern den ganzen Tag, gewöhnlich in einer Entfernung von hundert Metern, bleibt stehen, wenn sie stehen bleiben, setzt sich ruhig nieder, wenn ein Wild getötet worden ist, und stürzt herbei, um den Abschall zu verschlingen, sobald der Jäger weitergeht. Wenn ein Hirsch oder eine Antilope angeschossen ist, verfolgen die Wölfe das verwundete Tier auf der Stelle und reißen es oft zeitig genug zu Boden, daß der Jäger herbeikommen und es ihren gierigen Klauen wieder entreißen kann. Eines Tages schoß ich einen Bock, der so mager war, daß ich ihn auf dem Platz liegen ließ, ohne mir nur die Mühe zu nehmen, ihn aufzuschneiden. Sechs kleine Prairie-Wölfe hatten meine Exkursion an dem Tage mitgemacht, und bevor ich noch zwanzig Schritte mich entfernt hatte, stürzten sie über das Tier her und fingen an, es zu verschlingen. Als ich etwa fünfzehn Minuten später um mich blickte, sah ich, daß die Wölfe mir wieder folgten. Da ich es kaum für möglich hielt, daß sie in so kurzer Zeit den ganzen Hirsch verschlungen haben könnten, lehnte ich zurück und sah zu meinem Erstaunen, daß nichts als einige Knochen und Haare übrig geblieben waren. Kurze Zeit darauf schoß ich einen schwarzschwänzigen Hirsch, und da derselbe auch sehr abgemagert war, nahm ich bloß die besten Rückenstücke und ließ das übrige unberührt. Ich ging dann weiter, setzte mich ruhig auf einen Felsen nieder und beobachtete das Treiben der Wölfe. Sie stürzten auf das Tier los, als ob sie dem Hungertode nahe wären, und fingen an zu zerren, zu knurren, zu beißen und zu verschlingen, alles zu gleicher Zeit. Nach fünf Minuten liefen sie davon und ließen nichts auf dem Platz zurück, als das sorgfältig abgenagte Skelett. Im Laufe des Tages verschlangen sie drei ganze Hirsche. Die Gefräßigkeit dieser Tiere hat mich stets in Erstaunen gesetzt; nie konnte ich begreifen, wo sie alles das ließen, was sie verschlangen. Der Coyote ist nicht so dreist und nicht so wild, wie der große graue Wolf, und der Mensch braucht sich vor einer ganzen Herde solcher Prairie-Wölfe nicht zu fürchten.“

Allerlei Zeitvertreib!

Bungenübungsspiel.

Bei diesem Spiel stehen die Mitspielenden sämtlich in einer geraden Reihe. Der Spielordner spricht nun deutlich einen schwer auszusprechenden Satz vor. Abwechselnd der Reihe nach spricht ein jedes den vernommenen Satz schnell nach. Gelingt das vollständig, dann tritt der Betreffende einen Schritt vor; gelingt es jedoch nicht, so hat er sich einen Schritt rückwärts zu stellen. Bei Wieder-

holung derselben Übung tritt der Geschicktere zwei Schritte vor, der Ungeschicktere zwei Schritte zurück. Ist ein solcher Satz dreimal der Reihe nach gefragt, so stellen sich die Mitspielenden in einer neuen Reihenfolge auf und zwar so, daß der am weitesten Vorgeückte als Erster auftritt und infolge solcher Rangordnung derjenige den Beschluß der Reihe bildet, welcher das geringste Geschick bei dem Nachsprechen zeigte. Sätze zum Nachsprechen sind folgende: „Der dicke Dietrich trug den dünnen Dietrich durch das breite Dorf.“ — „Es ritten dreiunddreißig Dragoner den Araratberg herauf und herunter.“ — „Dreimal drei Drachmen Dresdener Drachentropfen.“ — „Esel essen Kesseln nicht, Kesseln essen Esel nicht.“ — „Fischers Fische frische frische Fische, frische Fische frische Fischers Fische.“ — „Von den Fluren von Florenz flogen fremde Vögel fort.“ — „Große Krebse krabbeln in dem Kober.“ — „Kurze Kleider, kleine Kappen kleiden kleine Krausköpfe.“



Handarbeiten für fleißige Kinder.

Kasten für Briefpapier.

Aus Zigarrenkisten in passender Größe lassen sich sehr niedliche Kasten für Briefpapier oder Briefe herstellen. Ehe Ihr den Kasten mit nicht zu hellem Papier füttert, wird in der Mitte des Bodens mit Leim ein Band aufgelegt, welches zum Emporheben des Inhalts dient. Durch ein feines Schlitzchen im Bodenfutter muß das Band vor dem Einlegen des Futters emporgezogen werden. Außen könnt Ihr den Kasten mit Lattun überziehen, der nur an den Rändern der Kastenenden festgeklebt werden darf, worauf man diese mit Goldbleisten schmückt; auch ein Ueberzug von Briefmarken, welche mit Lack überpinselt werden, sieht hübsch aus.

Nadelbuch.

Nehmt zwei ganz gleiche Stücke Silber-Papier-Kanevas, von denen jedes 11 Zentimeter lang und 7 Zentimeter breit sein muß und sticht auf jedes ringsherum ein Rändchen von Kreuzstichen mit roter Seide. Nun laßt Euch ein Stück von 24 Zentimeter Länge, 8 Zentimeter Breite roten Seidenstoff geben; dieser wird auf die linke Seite der beiden Teile des Kanevas, die mit einem Zwischenraum von 1 Zentimeter nebeneinander gelegt werden, genäht, so daß das rote Seidenfutter die beiden Teile zusammenhält und das Seidenfutter den Rücken, jedes der Kanevasstücke den Deckel des Nadelbuchs bilden. In das Innere des kleinen Buches werden 2 doppelte Stückchen weißer Flanell geheftet, die zum Einstechen der Nadeln dienen.



Rätsel und Aufgaben.

1. Eins und zwei ein Tier
Ein Mensch ist drei und vier,
Und das Ganze wird es sein,
Sperrst du eins und zwei hinein.
2. Ohne Treppe und ohne Leiter
Steigt er im Hause in die Höh,
Schwingt sich auf und immer weiter,
Bis ich ihn nimmer, nimmer seh.
3. Die erste wird aus dunklem Schacht
Vom Bergmann an das Licht gebracht,
Blickt fast wie Silber, ist aber nur Schein,
Ist nicht so edel, ist nicht so fein.
Die zweite ist von spitzer Gestalt
Gibt deiner Sohle am Schuh erst Halt,
Das ganze macht dir manches klar,
Was im Wort allein nicht verständlich war.

Scherzfragen. 1. An welchen Bergen hat der Wanderbursch seine größte Freude? — 2. Von welchen Gaben kann kein Mensch reich werden?

(Auflösungen in der nächsten Jugendnummer.)



Nr. 7.

Donnerstag, den 12. Februar 1903.

18. Jahrgang

Monsieur Giron.

Nach Sachsen zog ein Jüngerling,
 Zu lehren den bon ton,
 Der dabei arg in Brüche ging
 Gira—Gira—Giron.
 Es ist nicht leicht auf dieser Welt
 Für so 'nen petit garçon,
 Man lebt gern gut und hat kein Geld
 Gira—Gira—Giron.
 Doch hat man was in seinem Blick,
 Das leicht weckt Emotion,
 Und hohe Krügen um's Genick —
 Gira—Gira—Giron.
 Denn hat man eine weiße Hand,
 Den Schlips berniere facon,
 Und für der Frauen Schmerz Verstand,
 Gira—Gira—Giron.
 Das alles gilt in dieser Welt
 Weit mehr als die lecons,
 Wenn Jemand, heißt's, hinein d'rauf fällt,
 Gira—Gira—Giron.
 Ach, süßer Jüngling, syrupgleich,
 Nicht schlecht — doch schwach an fond,
 Du wirst nicht König, aber reich,
 Gira—Gira—Giron.
 Das Liebespiel ist bald vorbei,
 Man wird gut Deutsch — Pardon! —
 Noch reden über mancherlei
 Gira—Gira—Giron.
 Gefunden habt Ihr Euch im Trab
 Der schwülen grande passion,
 Bald findet man Dich wieder — ab,
 Gira—Gira—Giron.
 Mit diesem Geld und Deinem Geist
 Machst Du 'ne Edition,
 Die Dein Genie der Welt beweist,
 Gira—Gira—Giron.
 Ein Dichter, Sänger, bist Du ja,
 Bekommst noch die Légion;
 Der Sänger sei dem König nah,
 Gira—Gira—Giron.
 Die sollen miteinander zieh'n,
 So heißt es im Chanson,
 Nichts steht dort von 'ner Königin,
 Gira—Gira—Giron.

Amerikanischer Humor.

Skizze von Dr. F. Schwarz.

(Nachdruck verboten.)

Vom barocken „Humor“ der Amerikaner hatte man erst in der letzten Zeit ein artiges Proöbhen: Der Sohn des preussischen Kriegsministers v. Götter wurde auf einem Ball in Newyork von jungen Leuten einer Art „Fuchsenpressen“ unterworfen, wie es in Deutschland wohl unter studentischen Verbindungen, nicht aber bei geladenen Gesellschaften vorkommt. Daß ihm dabei der Zylinder eingetrichtert und sein eleganter Salonanzug total ruiniert wurde, ja, daß er selbst einige blaue Flecke davontrug, fanden die sämtlichen Anwesenden „äußerst humorvoll“. es dürfte aber viele Deutsche geben, die die „humoristische Behandlung“ des jungen Herrn v. Götter durchaus nicht nach ihrem Geschmacke gefunden haben, und in der deutschen Presse wollte man zuerst darin eine bewußte Neußerung amerikanischen Deutschenhasses erblicken. Das ist nun aber wirklich nicht der Fall, der Yankeehumor treibt sehr oft derartige Blüten. Das ersieht man am besten aus einem amüsanten Artikel, den Max O'Rell, einer der besten Kenner Amerikas, im „Gil Blas“ veröffentlichte. Er gibt dort eine ganze Anzahl echt amerikanischer Späßchen zum besten, von denen hier nur einige wiedererzählt werden sollen.

Vor einigen Jahren fuhr O'Rell von Newyork nach Liverpool. An Bord des Dampfers befand sich auch der berühmte Senator Channcey Depew, einer der geistreichsten und populärsten Redner Newyorks. Am Vorabend des Tages, an welchem man landen sollte, veranstaltete man an Bord, wie gewöhnlich, ein Konzert zum besten verwaister Seemannskinder. Die vornehmen Passagiere, die sich an Bord befanden, wurden aufgefordert, eine kurze Ansprache zu halten. Zuerst sprach der General Horace Porter, der Botschafter der Vereinigten Staaten in Paris. Nachdem er seine kleine Rede beendet hatte, ergriff Channcey Depew das Wort und sagte: „Meine Damen und meine Herren, ich befinde mich in größter Verlegenheit. Ich hatte eine hübsche Rede vorbereitet, aber zu meinem größten Erstaunen hat sie General Porter sieben Wort für Wort hergeseigt. Ich möchte nicht zu tief in dieses Geheimnis eindringen. Ich will nur sagen, daß seine Rede neben der meinen liegt, und, ohne direkt behaupten zu wollen, daß er mir meine Aufzeichnungen weggenommen hat, will ich doch...“ Er konnte nicht fortfahren. Die Zuhörer

hielten sich die Seiten vor Lachen. Wenn Gipfel erreicht, die Heiterkeit, als man einen etwas schwerfälligen Engländer voll Entrüstung sagen hörte: „Sie können sagen, was Sie wollen, ein Gentleman handelt nicht so.“ Dieser Engländer hatte auch nicht ein Winkgen „Humor“ im Leibe.

Als O'Rell im Jahre 1887 in Newyork seinen ersten Vortrag in englischer Sprache halten sollte, stellte ihn derselbe General Porter dem Publikum mit folgenden Worten vor: „Meine Damen und Herren, ich bitte um Nachsicht für den Vortragenden. Er will uns einen Vortrag halten in einer Sprache, die nicht die seine und kaum die Ihrige ist. Außerdem besitzt er noch nicht jenes echt amerikanische Talent, das darin besteht, durch die Nase zu sprechen und die Kehle ruhen zu lassen.“ Keiner fühlte sich durch diesen Spott über die Art, wie die Amerikaner das Englische sprechen, beleidigt.

Es gibt in den Vereinigten Staaten sogenannte „Bratros-Clubs“, in welchen die Mitglieder, vor allem aber die neu eingeführten Gäste, die den üppigen Banketts beiwohnen, erbarmungslos verspottet werden. Selbst Präsidenten der Vereinigten Staaten wurden in solchen Clubs schon arg mitgenommen und haben sich das Lachen gefallen lassen. Im Februar 1888 wohnte O'Rell in Philadelphia der Sitzung eines solchen Clubs bei. Das Essen war ersten Ranges, und als der Kaffee serviert und die Zigarren angezündet waren, konnte das Redefest beginnen. Der Vorsitzende erhebt sich: „Meine Herren,“ sagt er, „ich habe die Ehre, den ersten Toast des Abends auszubringen. Füllen wir unsere Gläser bis zum Rand und trinken wir auf die Gesundheit des ehrenhaften Senators Jones, der rechts von mir sitzt. Ich hoffe, daß Sie die Liebenswürdigkeit und den Mut so weit treiben werden, daß Sie die Rede, die er halten will, mit respektvollem Schweigen anhören. Er wird stolz sein heute ein Auditorium zu haben. Wir wissen alle, daß, wenn der ehrenwerte Senator sich erhebt, um in Washington das Wort zu ergreifen, die Bänke des Senats sich wie durch Zaubermacht leeren.“ Jones, einer der bedeutendsten Redner des Senats, konnte die Bitte leicht hinunterschlucken und sofort Rache nehmen. „Gentlemen,“ begann er, indem er das Wort scharf betonte, „entschuldigen Sie, wenn ich mich hier dieses Ausdrucks bediene, aber es liegt mir schon im Blut, jede Rede so anzufangen. Sie dürfen mir glauben, daß ich dem Worte eine größere Tragweite nicht beimeße.“ Der Dieb sitzt, und die Gäste trümmen sich vor Lachen. Nun spricht ein zweiter Gast. Er beginnt mit leiser Stimme und brummt etwas vor sich hin. „Lauter!“ brüllen die Mitglieder des Clubs. — „Wenn Sie mich nicht verstehen können, tut es mir sehr leid, kommen Sie doch näher heran,“ sagt er, noch undeutlicher durch die Nase brummend. — „Nicht mit so tiefem Tonfall sprechen, man kann ja nichts verstehen!“ ruft man ihm von allen Seiten zu. — „Nicht mit so tiefem Tonfall sprechen? Warum denn nicht? Ich spreche direkt so „tief“, um das Niveau Ihres Fassungsvermögens zu erreichen!“ erwidert er gemächlich. Der dritte Redner ist ein steinreicher Amerikaner, dessen Tochter einen englischen Herzog geheiratet hat. „Ich, meine Herren,“ beginnt er, „verlehe viel in aristokratischen Kreisen (ironisches Gelächter), aber ich bin durchaus nicht stolz darauf, Sie sehen es ja, ich komme ja auch zu Ihnen... Man muß eben Leute aller Art kennen lernen und sich auch einmal unter Pöbel mischen...“ Und alle Welt lacht und amüsiert sich, alle auf Kosten desjenigen, der gerade gesoppt wird, und keiner nimmt etwas übel.

„Als ich in mein Hotel ging,“ schließt O'Rell seinen Artikel, „dachte ich so bei mir: Wenn ein solches „Fest“ bei uns in Frankreich stattgefunden hätte, wie viel Ohrfeigen würde es da gegeben haben! Und morgen früh würden alle Winkel im Gehölz von Vincennes oder im Berinet-Park zu Duellzwecken vergeben sein... Die Franzosen haben eben nicht die Spur von „Humor“!

Bestrafte Schwatzhaftigkeit.

Der Marktribrunnen einer deutschen Universitätsstadt war das beliebteste Stellbühnen für alle Mägde der nächsten und entfernteren Umgegend. Hier standen die Mägdelein mit ihren Kübeln am lustig sprudelnden Born und regten die Burschen gar wacker, daß sie vöhrterten wie die Lämmerwänschen. Die biedereren Hausfrauen zeter-

ten, aber den Studiosen waren diese oft sehr hübschen Gebilde der Natur eine Augenweide, und doch waren jense es gerade, welche der Lust ein jähes Ende bereiteten. An einem schönen Sommermorgen war es, als eine ansehnliche Schar Brunnennymphen versammelt war und manches Wort dem Gehege der Bäume entschlüpfen ließ. Da, siehe, ein gar stattlicher Wagenzug nahte sich, besetzt von Studenten, Burschen und Büchsen derselben Couleur, und bevor die Mägdelein sich dessen versahen, waren sie von einer Wagenburg eingeschlossen, die sich in engst geschlossener Reihe, so daß kein Entrinnen möglich war, zwei geschlagene Glockenstunden erbarmungslos rings um den Marktribrunnen bewegte. Wie gescheuchte Mäulein, über welchen der Habicht schwebt und auf die Opfer hinabzustößen droht, wimmelten die Gelbinnen der Kasserole in dem engen Raume umher: keine Lule zum Durchschlüpfen — keine Rettung! Und in den Türen standen die Hausfrauen und riefen nach Mine und Trine und Karoline, und in den Fenstern lagen die Hausherrn und freuten sich daß! Und seitdem stand der Marktribrunnen verwaist, das heißt — relativ.

Die Schönste.

Humoreske von Hans Ackermann.

(Nachdruck verboten.)

Wie schön war sie doch, so anmutig, so sanft, und dabei doch so majestätisch! Freilich war ich damals jünger als heute und auch wohl viel empfänglicher, genug mir erschien sie als das vollkommenste Geschöpf, das ich bisher gesehen hatte. Und auch heute noch, wenn ich durch die frostigen Nebel des vorschreitenden Alters hindurch sehe und sie mir ins Gedächtnis zurückrufe, wenn ich mich erinnere, was sie war, unterschreibe ich immer noch mein damaliges Urteil. In meiner Erinnerung bleibt sie das, was sie mir in ihrer Gegenwart war, nämlich das vollkommenste Geschöpf, das ich je gesehen habe.

Die ganze Stadt hatte ich schon nach einem möblierten Zimmer abgesucht, bis ich endlich nach langem Bemühen bei Frau Lumbersheim eine einigermaßen geeignete Wohnung gefunden zu haben glaubte. Das lange vergebliche Suchen hatte mich müde gemacht, und das freundliche Benehmen der Wirtin ließ mich über manche Mängel des Zimmers und Hauses hinwegsehen, in dem ich, Dr. August Schulze, nunmehr meine Wohnung aufschlug.

Und dort sollte ich auch ihr begegnen! Der lieblichen Gestalt, deren Vorzüge sich so früh entfaltet hatten, die so kluge und nachdenkliche Augen hatte, die wohl bisweilen einen traurigen Ausdruck annahmen, die aber, wenn ein Gegenstand ihr Interesse erregte oder wenn ein lebhafter Gedanke ihren Geist durchkreuzte — sie war von rascher Auffassung und verstand gut zu beobachten — in hellem Feuer aufleuchteten. Sie war wohlgebaut, von gut proportionierten Formen, dabei biegsam und schmiegsam wie eine Weibengerte, und in jeder ihrer raschen, kräftigen Bewegungen entfaltete sie ihre natürliche Anmut.

Für ihre Toilette gab sie nur wenig aus, und aus bester Quelle weiß ich, daß sie nicht vermögend war. Viel Abwechslung in ihren Anzügen schien sie nicht zu lieben, aber immer war sie sehr nett und nach gutem Geschmack gekleidet. Der Stoff, den sie für ihren Anzug gewählt hatte, war so glatt wie Seide und glänzend wie Satin und von jenem zarten Silbergrau, das an und für sich schon so schön ist und schönen Trägerinnen erst recht gut steht. An dem weißen Halse zeigte ihr Kleid eine etwas helle Krause, und so gut umschloß ihr Anzug ihre volle und stattliche Figur, daß man hätte meinen können, er sei ihr von Natur angegossen und nicht von Menschenhand gefertigt.

Niemals schmückte sie sich mit Kostbarkeiten irgend welcher Art, weder goldene Kette noch Brosche, weder Ring noch Armband trug sie. Sie war Mutter zweier kleiner, niedlicher Zwillinge, es waren dies zwei kleine, blaueugige Dingerchen, ebenso anmutig wie sie selbst, die, noch etwas schlüchtern, sich immer zusammen zeigten und große Neigung zum Spielen hatten. Von ihren eigenen Verhältnissen sprach sie nie, und so leutselig und entgegenkommend sie auch sonst war, lag doch etwas in ihrem Wesen, das jede Zudringlichkeit ausschloß.

Nachdem ich nach Verlauf einiger Wochen das Vertrauen meiner gutmütigen aber etwas beschränkten Wirtin gewonnen hatte, wagte ich es, sie um Befriedigung meiner, wie ich wohl sagen darf, nicht unberechtigten Neugier zu

bitten. Ueberrascht war ich aber zu erfahren, daß meine Wirtin von ihrer Hausgenossin nur wenig mehr als ich selbst wußte.

„An einem kalten, regnerischen Abend, gerade als es schon finster geworden war,“ erzählte die ältere Frau, „kam sie zu mir, und ich konnte es ihr nicht abschlagen, sie bei mir aufzunehmen, wenigstens auf die eine Nacht oder solange, bis sie ein besseres Unterkommen gefunden hätte. Ich dachte anfangs garnicht daran, sie für immer bei mir zu behalten: ihr schönes und liebenswürdiges Wesen und ihr unschuldiges Aussehen aber nahmen mich so für sie ein, daß ich es nicht vermocht hätte, sie aus dem Hause zu jagen. Oder hätte ich es doch vielleicht tun sollen? Ich weiß, ich bin in solchen Sachen zu unerfahren und zu gutmütig. Aber was blieb mir übrig?“

„Wie ist es aber möglich,“ fragte ich, „daß sie die ganze Zeit über hier gewohnt hat und Sie wissen nichts Näheres über ihre Verhältnisse?“

„Ja,“ entgegnete Frau Dumberheim, „ich kenne davon nicht mehr als sie selbst, Herr Doktor. Ich weiß sogar nicht einmal, wo sie vorher gewohnt hat. Ich kann sie nicht darnach fragen und jetzt habe ich sie so lieb gewonnen, daß ich mich nicht mehr von ihr trennen möchte. Und um alles in der Welt möchte ich sie und ihre lieben Kleinen nicht aus meinem Hause werfen.“

Im Laufe der weiteren Unterhaltung erfuhr ich noch die Frau Dumberheim zur Ehre gereichende Tatsache, daß die bewußte Dame für Kost und Wohnung nichts zahlte, sondern diese der Gutmütigkeit meiner lieben Frau Wirtin verdankte.

An einem schönen Sommertage hatte ich mit einem Freunde einen Ausflug ins Freie verabredet. Wir hatten die Absicht, auf dem Lande zu Mittag zu essen und erst des Abends nach der Stadt zurückzukehren. Vor meinem Weggehen wollte ich meiner Wirtin noch sagen, daß sie nicht mit dem Essen auf mich warten sollte. Im Salon meiner Wirtin, den ich dabei zu passieren hatte, war sie allein. Sie saß auf dem Sofa und ein Buch lag neben ihr; ich glaube aber nicht, daß sie gelesen hatte. Vollkommen ruhig saß sie da, in süße Träume versunken und ihre Augen erschienen mir recht gedankenvoll. An der Thür mußte ich mich nochmals nach ihr umsehen. Sie war inzwischen aufgestanden, und ihre anmutige Gestalt hatte sich zu ihrer vollen Höhe erhoben. Sie sah mir nach, und zwar mit einem Blick, in dem, wie ich mir schmeichelte, Interesse für mich lag. O wie gut erinnere ich mich noch dieses Blickes!

Es war ein schöner, aber schwüler Tag gewesen, und am Abend ging ein heftiges Gewitter nieder. Die Folge davon war, daß sich meine Rückkehr um ein paar Stunden verzögerte. Endlich ließ der Regen nach, so daß ich nach Hause fahren konnte.

Es war schon ziemlich spät, als ich endlich die stille Straße, in der ich wohnte, erreichte. Als ich bei meinem Hause angelangt war, griff ich unwillkürlich nach meinem Hausschlüssel, und ich war nicht wenig überrascht, als ich die Haustür nicht nur nicht verschlossen, sondern sogar ein klein wenig offenstehend fand.

„Aber, beste Frau Dumberheim,“ fragte ich meine Wirtin, der ich auf dem Flure begegnete, „wissen Sie denn auch, daß die Haustür offen stand?“

„Ja,“ antwortete sie gelassen. „Ich weiß es.“

„Und ist das nicht gefährlich?“ fuhr ich fort, indem ich mich anschickte, die Thür zu verschließen. „Es ist ja schon so spät.“

„Sie brauchen sich deswegen nicht zu ängstigen,“ meinte sie, „ich war ausgeblieben und wartete hier im Flur.“

„Doch hoffentlich nicht auf mich?“ entgegnete ich. „Das war sicherlich unnötig.“

„Nein, Herr Doktor, auf Sie habe ich nicht gewartet,“ erwiderte sie. „Ich darf wohl annehmen, daß Sie auf sich selbst achten werden,“ und leise fügte sie hinzu, „aber sie ist ausgegangen, und ich war ausgeblieben, um sie ins Haus einzulassen.“

„Ausgegangen bei nachtschlafender Zeit! Das scheint sonderbar! Wohin ist sie denn gegangen?“

„Das weiß ich nicht.“

„Und wie lange ist sie schon fort?“ fragte ich, indem ich meinen Hut anhing.

„Ich kann die Zeit nicht genau angeben, zu der sie weggegangen ist,“ erzählte meine Wirtin. „Ich weiß nur,

daß sie mit ihren Kleinen im Garten war und rechtzeitig zum Abendbrot hereinkam. Als die Kleinen nach dem Essen zu Bett gegangen waren, blieb sie im Salon allein, und als ich wiederkam, war sie fort. Seitdem ist sie noch nicht zurückgekommen und ich —“

„Sie ist dann also schon vor dem Regen weggegangen?“

„Ja, Herr Doktor, eine ganze Weile, bevor es zu regnen anfang.“

„Nun, dann erklärt sich alles. Wahrscheinlich ist sie vom Regen überrascht worden und hat irgendwo Unterkommen gesucht, wo man sie nachher zum Bleiben überredet hat. Es liegt durchaus kein Grund zur Beunruhigung vor, und Sie brauchen auch nicht mehr länger aufzubleiben.“

„Aber ich möchte sie nicht gern aussperren, Herr Doktor, ich könnte doch keine Minute lang schlafen.“

„Unfinn! Unfinn!“ beruhigte ich sie. „Gehen Sie nur ruhig zu Bett, gute Frau. Sie werden es schon hören, wenn sie noch kommen sollte, und dann können Sie ja hinunter gehen und sie einlassen.“ Und damit begab ich mich nach meinem Zimmer.

Als mir am andern Morgen die Wirtin das Frühstück brachte, fiel mir ihr blaßes und verstörtes Wesen auf, und ich war überzeugt, daß sie eine schlaflose Nacht verbracht hatte.

„Na, Frau Dumberheim,“ fragte ich mit geheuchelter Heiterkeit. „Wie lange sind Sie gestern noch ausgeblieben? Wann kam sie zurück?“

„Sie kam die ganze Nacht nicht, Herr Doktor,“ antwortete sie in traurigem Tone. „Bis jetzt ist sie noch nicht wiedergekommen, und ich bin deswegen sehr besorgt.“

„Das brauchen Sie aber in der That nicht zu sein,“ sagte ich zu ihr, in der Absicht, sie zu beruhigen. „Heute Vormittag wird sie sicherlich wiederkommen.“

„Ich weiß nicht. Ja, wenn ich das genau wüßte. Ich weiß garnicht, was ich daraus machen soll. Das ist bisher noch nie vorgekommen. Wie ist es nur möglich, daß sie die ganze Nacht vom Hause weg und ihre lieben beiden Kleinen allein gelassen haben kann, sie, die doch immer solch gärtliche Mutter zu sein schien. Ich verstehe das nicht.“

Als ich mittags nach Hause kam, standen die Sachen noch schlimmer, sie war nicht wiedergekommen. Meine arme Wirtin schien ganz aufgelöst, obwohl sie sich die größte Mühe gab, sich zu beherrschen.

Ihrem Drängen nachgebend, eilte ich zur Polizei. Aber leider war der Erfolg hiervon ein sehr geringer.

Matt, abgespannt und mißmütig kam ich des Abends nach Hause, um dort zu hören, daß von der Vermissten noch immer keine Nachricht eingegangen war.

„Ich gebe sie jetzt auf,“ jammerte unter heißen Tränen meine Wirtin. „Ich werde sie nie wiedersehen, sie ist für immer verschwunden, und ihre beiden süßen Kleinen, die allerliebsten Geschöpfe —“

„Um derothwillen,“ unterbrach ich sie, „hätte ich gern mit Ihnen gesprochen. Wenn sie nicht mehr zurückkehren sollte, was wollen Sie dann mit ihnen anfangen?“

„Natürlich sie behalten,“ erwiderte rasch die große mütige und kurz entschlossene kleine Frau.

„Ich wollte Ihnen eigentlich sagen, daß, wenn sie wirklich nicht mehr zurückkehren sollte, ich Sie gern von der Sorge um eines derselben befreien möchte. Meine Schwester, die hier wohnt, ist eine sehr gute und zärtliche Frau. Sie hat keine Kinder und würde, davon bin ich fest überzeugt, das arme, kleine Ding recht liebevoll aufnehmen. Was meinen Sie dazu?“

„Nein, nein,“ rief die gute Frau abwehrend. „Ich kann mich von ihnen nicht trennen. Ihre arme Mutter hat sie hier zurückgelassen, und wenn sie jemals wiederkommen sollte, soll sie sie auch hier wiederfinden. Wenn sie aber nicht mehr wiederkommt, dann —“

Und sie kam nicht mehr wieder, und keine Nachricht über ihr ferneres Schicksal erreichte uns. Ob man sie durch süße Schmeicheleien gelockt oder mit Gewalt entführt hat, ist uns nicht bekannt geworden. Wie es aber auch gewesen sein mag, ihre Schönheit hat sie ins Verderben geführt, denn man kann es mir glauben, sie war die schönste — — Rase, die ich je in meinem Leben gesehen habe. Ihres schönen Jelles wegen hat man sie aufgesucht und vielleicht auch — — — verheiratet!

Humor im Berliner Gerichtssaal.

Eine gute Partie.

Der Schlächtermeister Martin Bulle hat Frau Lehmann thätlich beleidigt. Wie er behauptet, sei er von dieser Dame, die das ehrenwerthe Gewerbe der Heirathsvermittlung betreibt, in höchstem Grade gereizt worden.

Richter: Inwiefern wurden Sie gereizt?

Angell.: Inwiefern, als der Weib ersichtens kein Zesiehl nich hat un zweetens ieberhaupt 'ne olle Krähe is un drittens mir rinjeleht hat, det id nich mehr aus de Dogen kiesen kann.

Richter: Ja, wir möchten nun gern wissen, ob Sie durch Worte oder durch irgend andere Machinationen gereizt wurden.

Angell.: Gerne möchte id det hier nich so vor't ganze offene Gerichtsasah'n ausnanderpollen, aber wenn't nich andersch is, dann will id det Weib ooch nich länger dachonen un ihr ganz öffentlich blamieren bis uf de Knochen.

Richter: Hüten Sie sich aber, ausfallend und beleidigend zu werden.

Angell.: Id wer' mir hieten! — Mir war meine Frau jestorben, mit di id sechs Jahre in jidliche Ehe jelebt habe. Det heekt, die ha't mich ooch erscht erzogen, die hatte dann höllische Angst vor mich. Wie id ihr erscht so weit hatte, det se't Maul hielt, wenn ihr ooch wat nich pachte, da kriechte se de Infanzenza un jing alle. Schade, wie jesaacht, et war 'n jutet Weib, 'n bisken misepetrich, aber se redte nich vilie. Wie id von Pirchhof zu Hause komm' war id'n bisken anjeathert, da war id gleich von die Frau Lehmann anjekriecht, id könnte doch bei mein Zeschäft nich ohne Frau sind, un wenn id wollte, se hätte wat for mir. Det war doch 'ne Zemeinheit, mir in mein Schmerz, — wenn id nämlich knille bin, dann muß id immer ween', — also et war doch 'ne Zemeinheit, mir in mein Schmerz zu stören mit so 'ne Sachen. Aber id ließ ihr reden un verabredte mit se, 'n andern Dach mit det Mächen, wat se for mir hätte, bei Schultheiß zusamm' zu konim'. Wie id kam, sah de Lehmann schon mit det Mächen da. Ganz propper, na wat soll id Ihn' sagen, id wart' det Drauerjahr jar nich erscht ab und doöbliche mir mit se' det heekt nich mit de Frau Lehmann, mit det Mächen. Schonst an dritten Dach spürte id, daß id mächtig rinjeselst war. Keen' blaffen Schimmer von't Zeschäft, keen' blaffen Schimmer von de Wirthschaft, Ruhmachern war se jeweist. Id bin nu aber 'n jutet Luder, id saachte se zwar gleich meine Meinung, aber erscht, wie wa acht Dage zusamm' war'n, ha't ihr eene jelscht. Man 'ne ganze kleine Knallshotte, un denken Se, loost doch det Weib wech, un valäht mir böswillig. Zue Dage druf kommt de Frau Lehmann anjeseht, det ferschterliche Weib, die mir so bedrogen hat, un valängt, det id ihr davor ooch noch Vermittlungsjebiehren berebbeln soll. Na, die ha't nu mächtig Bescheed jeshoten, in mein' Laden, vor alle Leute ha't se jesaacht, wat id von se denke. Wie finden Se det, det die noch Jeld obendrus ha'm will for 'ne ausjekragte Ehefrau. Wie id nu höre, det se noch frech wird un mir 'n rohen Kerl heekt, mir, der't beste Zemieth von de Welt hat, da ha't se mit eene Schlachtwurscht, die id irade in die Hand hatte, um de Ohren jehaun, det so ooch gleich jeplakt is, det heekt nich die Lehmann, bloß de Schlachtwurscht. Un da wer' id wol in Rechte jewesen sind.

Der Angeklagte wird zu 50 M. Geldstrafe verurtheilt.

Angell.: Re, det is ja noch doller, anstatt det Se det Weib, wat mir so'n Stide Frau uf'n Hals jeladen hat, gleich inspunn', brumm' Se mir noch funfzig Emmchen uf. Det wird sich noch finden.

Er verläßt mit wüthendem Gesicht den Gerichtssaal.



Aus den „Tit Bits“.

Poetische und pedantische junge Dame (im Walde mit einem älteren und gelehrten Professor spazieren gehend): „Ach, Herr Professor, betrachten Sie bitte einmal jene herrliche Eiche. Lassen Sie uns einen Moment anhalten. Ich muß ihr sagen, wie der Anblick solcher wunderbarer Bäume durchdringende Gefühle in meiner Seele erweckt; denn Sie müssen wissen, daß die Bäume uns hören können und sich ebenso gut eines Grusses erfreuen, wie Sie es thun würden, Herr Professor. — Du prächtige Eiche, was würdest Du sagen, wenn Du sprechen könntest?“

Professor: „Ich glaube, ich könnte ihr Dolmetscher sein, mein liebes Fräulein Hopkins. Sie würde höchstwahrscheinlich sagen: „Entschuldigen Sie mein Fräulein, ich bin eine Duche.“

Pader: „Was giebt's! Du scheinst verdrießlich zu sein.“

Streeter: „Das bin ich auch. Ich schrieb zwei Billete, das eine an meinen Waffer und fragte ihn, ob er mich für einen Esel hielt, und das andere an Miß Golding, in welchem ich anfragte, ob sie die Meinige werden wollte. Während ich fort war, hat jemand telephonirt: „Ja!“ und nun weiß ich nicht, wer es von den beiden gewesen ist.“

Dienstmädchen: „Sawohl, mein Herr, dieses Haus ist so eben fertig und soll zu einem sehr niedrigen Preise vermietet werden.“

Wohnungs-Suchender: „Wird man es mir auf einen dreijährigen Kontrakt vermieten?“

Dienstmädchen: „Drei Jahre? Gott bewahre! In einem Jahre würde es trocken genug sein, daß meine Herrschaft es selbst bewohnen kann.“

Ein sein-wollender Dichter bemerkte vor einiger Zeit in seinem Klub:

„Kinder, ich habe eine große Anzahl Gedichte geschrieben, aber sie sollen erst nach meinem Tode veröffentlicht werden!“

„Hurrah!“ schrie die ganze Schaar seiner Freunde, indem sie ihre Gläser erhoben. „Wir wünschen Dir ein recht langes Leben, alter Junge.“

Herrin: „Beeilen Sie sich, Jane, damit Sie mit der Arbeit fertig werden. Dann ziehen Sie ein sauberes Kleid an und puzen sich recht hübsch auf. Ich erwarte den jungen Pfarrer zum Besuch heute Mittag. Sie möchten doch nicht, daß er Sie in Ihrem schmutzigen Küchenskleid sieht?“

Jane: „Das schadet nichts, Madame. Ich habe schon einen Bräutigam.“

Die Gattin des Arztes.

„Hans, es ist Dein Schaden wahrhaftig nicht, wenn Du mir diesen Hut kaufst! — Alle meine Freundinnen werden vor Neid krank werden und Dich konsultieren müssen!“ (Dorfsbarbier.)

Schwindel erregender Gedanke.

„Auf über eine Milliarde beläuft sich Pierpont Morgans Vermögen.“

Gardeleutnant: „Donnerwetter! Wenn der Kerl jetzt auch noch Gardeleutnant wäre!“

Auch ein Kennzeichen.

Polizeisekretär (zur Frau, deren Mann sich heimlich entfernt hat): „Hat Ihr Mann besondere Kennzeichen an sich?“

Frau (zögernd): „Sawohl — — in beiden Strümpfen ein großes Loch!“

Sieh auf Sieb.

Gräfin Agnes (zu ihrer Begleiterin): Sieh nur, wie die Frau von Reichheim sich aufbläht. Man sollte hier nur wissen, daß ihre Vorfahren Hasenfelle verkauft haben!

Frau von Reichheim (sich umwendend): Es macht mich glücklich, Frau Gräfin, eine Dame kennen zu lernen, die noch meine Vorfahren gekannt hat! (Lust. Bl.)

Kasernenhofblüthe.

Unteroffizier (zum Einjährigen): „Und wenn Sie zehnmal Rechtskandidat sind, bei uns müssen Sie doch links antreten!“

Na also!

Gehilfe: „Fräulein Grämlich war hier. Sie hat sich beklagt, ihr Bild wäre gar nicht ähnlich.“

Photograph: „Darüber beklagt sie sich? Da soll sie doch vergnügt sein!“

Fangball.

„Mensch, wie sehen Sie zerbeult aus, was ist Ihnen eigentlich passiert?“

Schneider: „Ja, wissen Sie, ich war heute bei zwei Schulnern, die sich gerade gegenüber wohnen — — und die haben mich eine halbe Stunde lang immer gegenseitig einer dem anderen in die Duche geschmissen!“ (Lust. Bl.)

Viel versprechend.

„Man hat doch gesagt, der neue Advokat sei ein guter Redner, aber der verspricht sich ja in einem fort.“

„Er ist eben ein vielversprechendes Talent!“

Notationsdruck und Verlag der Wiesbadener Verlags-Anstalt Emil B o m m e r t in Wiesbaden. Verantwortlich für die Redaktion: Chefredakteur M o r i z S c h a e f e r, Wiesbaden.